Zeitschrift: Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 31 (2011)

Artikel: Über Grenzen gestossen, nicht gezogen : zur grenzüberschreitenden Mobilität der russischen Pionierinnen des schweizerischen Frauenstudiums

Autor: Rogger Kappeler, Franziska

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1077945

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über Grenzen gestossen, nicht gezogen
Zur grenzüberschreitenden Mobilität der russischen Pionierinnen des schweizerischen Frauenstudiums

Franziska Rogger Kappeler

Wo sind die russischen Studentinnen, die nach 1867 in Massen die schweizerischen Universitäten Zürich, Genf und Bern besuchten und das reguläre Frauenstudium weltweit begründeten, zwischen der *Authentica Habita* von 1155 und der *Deklaration von Bologna* 1999 anzusiedeln? Nun, diese Pionierinnen hatten Glück, dass sich die drei Hochschulen in gewisser Hinsicht sozusagen noch im Mittelalter befanden, getreu des Privilegs à la Friedrich Barbarossa autonom über ihre Studentenschaft wachten und damit paradoxerweise einen avantgardistischen Schritt in eine demokratischere Zukunft taten. Hätte 1867 die politische Kommune die Kontrolle gehabt, so wäre den Frauen wohl kaum der Zutritt zur Universität pragmatisch erlaubt worden. Und hätte damals bereits der einheitliche europäische Hochschulraum von 1999 mit identischen Zugangsnormen bestanden, so hätten die Frauen kein schweizerisches Schlupfloch für ein universitäres Studium finden können. Europäische und amerikanische Hochschulen verunmöglichten damals nämlich den Frauen den Zugang zur Universität. Die globalisierte Diskriminierung der Frauenbildung bewirkte somit eine interkontinentale, *vertikal-akademische Mobilität* studierwilliger Frauen Richtung Schweiz.

Die Abgewiesenen

Die Pionierinnen des regulären Frauenstudiums waren politisch nonkonforme Russinnen. Sie wurden zusammen mit männlichen Oppositionellen und entrechteten Juden von der zaristischen Despotie ausgestossen, fortgezwungen und über Landes- und Rechtsgrenzen gestossen. Mit ihrem Studium wollten sie keine persönliche *Karriereinvestition,* sondern eine *Revolutionsinvestition* tätigen. Vom Wunsch beseelt, ihren Landsleuten als ausgebildete Ärztin oder Lehrerin zu helfen, sie auf eine höhere Zivilisationsstufe zu heben und sie zu revolutionieren, begründeten diese jungen Russinnen – sozusagen nebenbei – in der Schweiz das moderne, internationale Frauenstudium. Nicht, dass sie sich dieses Nebeneffekts nicht vollauf bewusst gewesen wären und ihn immer wieder betont hätten, doch das eigentliche Ziel war und blieb die Sozialutopie, wie die am erfolgreichen Zarenattentat beteiligte Revolutionärin Vera Figner betonte: «Nach Zürich gingen wir nicht der höheren Bildung wegen, sondern um [als Ärztin] ein Instrument für die gesellschaftliche Tätigkeit in die Hand zu bekommen. […] Das Bestreben, der Gesellschaft nützlich

zu sein, war der Hauptantrieb.»[1] Und mit einem ausländischen Doktortitel durften die Frauen in ihrer Heimat erstaunlicherweise praktizieren.[2]

Im russischen Reich der Reformzeit war die Literatur ein Vehikel für die Entstehung und die Verbreitung neuer Ideen gewesen; darüber hinaus schuf sie ein Gegenbild zum desolaten wirtschaftlichen, politischen und religiösen Leben. Nikolaj Tschernyschewskijs Heldin Vera Pawlowna, die sich in Medizin ausbilden liess, wurde da zum «neuen Menschen», zur Gestalterin einer zukünftigen idealen russischen Gesellschaft.[3] Dieser offiziell verbotene sozialutopische Roman, der in den Augen seiner Gegner freie Liebe, Atheismus und Anarchie predigte, war ein nachhaltiger Bestseller. Er wurde zur Bibel der «Nihilisten» oder vielmehr Radikaldemokraten und der antiautoritären Bewegung der 1860er Jahre. Die junge russische Intelligenz träumte den Traum der Freiheit und junge Frauen wie Nadeschda Suslowa,[4] zielstrebige Tochter eines tüchtigen Agromanagers und ehemaligen Leibeigenen, wollten es der Romanheldin gleichtun. Sie wollten politische und soziale, gesellschaftliche und mentale Grenzen überschreiten und suchten nach einem Weg, um ihren Wunsch nach einem Medizinstudium zu verwirklichen. Doch nirgends gab es eine Universität, an der Frauen über den Hörerinnenstatus hinaus regulär hätten studieren und abschliessen können.

Suslowa hatte es erst erfolglos in Paris versucht. Frauen anderer Länder, die aus verschiedenen Gründen studieren wollten, war es nicht besser ergangen. Den Amerikanerinnen Susan Dimock und Sophia Jex-Blake wurde die Aufnahme an renommierten amerikanischen Universitäten verweigert. Das «Harvard Medical College» teilte ihnen am 23. März 1867 mit, dass es bei ihnen keine Einrichtungen für Frauen gäbe.[5] In England wiesen die Universitäten in Oxford, Edinburgh, Cam-

1 Rogger Franziska, Monika Bankowski, *Ganz Europa blickt auf uns! Das schweizerische Frauenstudium und seine russischen Pionierinnen*, Baden 2010, S. 15. Vera Figner, [Studentenjahre], Moskau 1924, S. 72; Vera Nikolajewna Figner (1852–1942), verh. Philippowa.

2 Manchmal durften sie nicht als *Ärztin* praktizieren, sondern bloss als «Heilbehandlerin» oder Hebamme.

3 Nikolaj Gawrilowitsch Tschernyschewskij (1828–1889), schrieb 1863 im Gefängnis den Roman *Was tun? Erzählungen von neuen Menschen.* Zum neuen Menschen vgl. Bianka Pietrow-Ennker, *Russlands «neue Menschen». Die Entwicklung der Frauenbewegung von den Anfängen bis zur Oktoberrevolution* (Geschichte und Geschlechter, Bd. 26), Frankfurt am Main 1999.

4 Die Petersburgerin Maria Alexandrowna Knjaschnina bat im Spätherbst 1864 «den Herrn Erziehungsdirector der Politechnischen Anstalt in Zürich» um Informationen, siehe: *Ebenso neu als kühn. 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich*, hg. vom Verein Feministische Wissenschaft Schweiz, Zürich 1988, S. 120. Sie besuchte im Winter 1864/65 als «Fräulein Kniaschnin» Vorlesungen der medizinischen Fakultät: StAZH UU 25.11, WS 1864/65, Laufnr. 262. Knjaschnina und Suslowa sind als Laufnrn. 168 und 169 für das Sommersemester 1865 verzeichnet, als Laufnrn. 190 und 191 für das WS 1865/66, als Laufnrn. 149 und 195 für das SS 1866. Im WS 1866/67 blieb Knjaschnina weg. Suslowa wurde förmlich mit der Matrikelnummer 3221 immatrikuliert. Nadeschda Prokofjewna Suslowa (1843–1918), verh. I Fritz Erismann, verh. II Alexander E. Golubew.

5 Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 27–28. Den Amerikanerinnen standen höchstens medizinische Schulen ohne Renommee und ohne gleichwertige Abschlüsse offen. Thomas Neville

bridge und London Elisabeth Garrett um 1870 als Medizinstudentin ab.[6] Gezielte Anfragen in Prag, Leipzig, München, Wien, Leiden usw. führten noch jahrelang zu keinem Erfolg. Deutschland und Österreich sollten den Frauen erst um die Jahrhundertwende die Türen öffnen, zu einer Zeit, als in der Schweiz – und inzwischen auch in Paris – die erste Generation Pionierinnen in so grosser Zahl die Hochschulen bevölkerte, dass sie in bestimmten Jahren und Fakultäten gar in der Überzahl waren.

Wie übrigens war Nadeschda Suslowa auf die Idee gekommen, sich in Zürich nach einem Studienplatz umzusehen? Vielleicht war es die russisch-literarische Überlieferung, die den Russinnen die Schweiz als das Land ihrer Sehnsucht erscheinen liess. Vielleicht galt ihnen die Eidgenossenschaft als liberale Insel, nachdem Schweizer Kantone 1832 und 1848 deutsche Revolutionäre und seit Beginn der 1860er Jahre auch russische Oppositionelle aufgenommen hatten. Vielleicht war es das vergleichsweise hoch entwickelte Bildungs- und Hygienewesen oder die für liberal und demokratisch geltende, weder einer Kirche noch einem Fürsten unterstehende Universität, die sie nach Zürich zog.[7] Bestimmt wussten sie von den starken russischen Kolonien und dem Aufenthalt leitender Oppositioneller und Regimekritiker in der Schweiz und erfuhren wohl von russischen Studenten, denen nach den Unruhen von 1861/62 ein Studium in St. Petersburg und Moskau verwehrt war, dass Frauen in Zürich zumindest als Hörerinnen akzeptiert waren. Jedenfalls: Frauen wie Suslowa wurden von der russischen Despotie und dem russischen Studierverbot abgewiesen und weggestossen, zur *Mobilität gezwungen* und von freiheitlicheren Schweizer Kantonen angezogen. Nur bei wenigen ging diese *vertikale Mobilität* mit einer *dauerhaften Migration* einher, die allermeisten Frauen fuhren ihrem sozialpolitischen Engagement getreu in die Heimat zurück.

Suslowa schrieb sich in Zürich zuerst als Hörerin ein, absolvierte aber anders als fortbildungsbeflissene Lehrerinnen und anders als die bekannten Damen der «Pelzmantelseminare» ein eigentliches, volles und gleichwertiges Studium. Als sie die Universität Zürich ersuchte, ihre Leistung mit einem doktoralen Abschluss krönen zu dürfen, hatte sie ein fait accompli geschaffen. Es ist bekannt: Am 14. Dezember 1867 promovierte Nadeschda Suslowa in Zürich als erste Frau überhaupt, nachdem sie gleichzeitig rückwirkend als eigentliche Studentin immatrikuliert worden war.[8]

Bonner, *To the ends of the earth. Women's search for education in medicine,* Cambridge (Mass.) 1995, S. 41ff. Susan Dimock (1847–1875); Sophia Jex-Blake (1840–1912).

6 Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 28. Elisabeth Garrett (1836–1917).

7 Vgl. Natalia Tikhonov, «Das weibliche Gesicht einer 'wissenschaftlichen und friedlichen Invasion'. Die ausländischen Professorinnen an den Schweizer Universitäten vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1939», in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 6, München 2005, S. 99–116, hier S. 99.

8 *Ebenso neu als kühn* (wie Anm. 4), Zürich 1988, S. 119ff.

Die Nachahmenden

Nach Suslowas Grenzüberschreitung war kein Halten mehr. Die Neuigkeit von ihrer Zürcher Promotion flog in alle Welt. Mit ihrem Studienerfolg stiess sie unendlich vielen Frauen, die nicht nur in Russland in höheren Mädchenkursen, Lehrerinnenseminarien und Töchterschulen dieser Möglichkeit harrten, das Tor zur Universität auf und wies sie auf den akademischen Weg. Wie vom Blitz getroffen, erkannten viele Frauen plötzlich ihre Bildungs- und Lebenschancen: «Die Notiz über die Suslowa entschied über meine Zukunft», erinnerte sich etwa die Revolutionärin Vera Figner: «Die Nachricht davon las ich in der Zeitschrift 'Djelo' und diese Notiz zeigte mir plötzlich klar, wohin ich meine Schritte lenken sollte.»[9] Einer anderen jungen Russin, der adeligen, höheren Beamtentochter Virginia Schlykowa, fiel es nun nach eigenem Bekunden wie Schuppen von den Augen, welchen Weg sie gehen sollte.[10]

Suslowas Prophezeiung: «Ich bin die erste, aber nicht die letzte. Nach mir werden Tausende kommen», sollte Wirklichkeit werden. Sie wurde zum Vorbild, ja zum Idol. Als im Sommer 1872 bereits gegen sechzig Medizinerinnen an der Universität Zürich studierten, gratulierte ihr stolzer Ehemann, der Schweizer Fritz Erismann: «Auf diese Thatsache kannst Du mit einigem Stolz blicken, denn sie ist grösstentheils Dein Werk. Schimpfe mich nicht für diese Worte – sie sind wahr.»[11]

Auf Suslowa folgten schliesslich viele weitere Russinnen, einige Engländerinnen, Amerikanerinnen und Zentraleuropäerinnen, die sich mit Doktorhüten schmückten. Als erste Schweizerin holte sich in Zürich am 11. Juli 1874 die Aargauer Pfarrerstochter Marie Vögtlin den Titel. Auch an Vögtlins Studium war Suslowa «schuld». Maries ehemaliger Verlobter, der schliesslich mit Suslowa verheiratete Fritz Erismann nämlich, hatte sie von der Möglichkeit begeistert, Medizin zu studieren.[12] Auch in Genf und Bern erlaubte man den Frauen ohne viel Federlesens das Studium.[13] Es gab keine öffentlichen Meinungsumfragen und keine

9 Wera Figner, *Nacht über Russland. Lebenserinnerungen*, Berlin 1928, S. 41.

10 Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 30. Virginia Wassiljewna Schlykowa (1853–1949), verh. Haruthiun Abeljanz.

11 Nachlass N. Suslowa: Staatl. Archiv der Autonomen Republik Krim, Simferopol, Fond (Bestand) 536: Golubev Aleksandr Efimovič, professor mediciny, Suslova-Golubeva, vrač (žena Golubeva A.E.), gor. Alušta Tavričeskoj gubernii, 1857–1926. Brief Friedrich Erismann (1842–1915) an Nadeschda Suslowa (1843–1918) vom 16.6.1872. Fritz/Friedrich/Huldreich Erismann (1842–1915), verh. I Nadeschda Suslowa, verh. II Sophia Jakowlewna Hasse.

12 Zu Marie Vögtlin: Verena E. Müller, *Marie Heim-Vögtlin – die erste Schweizer Ärztin (1845–1916). Ein Leben zwischen Tradition und Aufbruch*, Baden 2007. Marie Vögtlin (1845–1916), verh. Albert Heim.

13 Zum Frauenstudium in Genf: Marco Marcacci, *Histoire de l'Université de Genève 1559–1986*, Genf 1987; Natalia Tikhonov, «Les étudiantes russes dans les universités suisses à la fin du XIXe siècle et au début du XXe siècle: les raisons d'un choix, Genève», in: Anne-Lise Head-König, Liliane Mottu-Weber (Hg.), *Les femmes dans la société européenne. 8e Congrès des historiennes suisses / Die Frauen in der europäischen Gesellschaft. 8. Schweizerische Historikerinnentagung* (Les cahiers, Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève, Bd. 7), Genf 2000, S. 102; dies., «Das weibliche Gesicht» (wie

parteipolitischen Vernehmlassungen, die Universitäten entschieden allein, allenfalls mit Einholung der erziehungsdirektoralen Meinung. Dass der Russinnenstrom um 1874 von Zürich nach Bern schwappte, hatte wieder keine innenpolitischen Gründe, sondern war die direkte Auswirkung eines Befehls – eines *Ukas* – des russischen Zaren, der seine Landsfrauen und mit ihnen die gefährlichen Exil-Zirkel aus der «revolutionären Brutstätte» Zürich zu vertreiben suchte. Er sorgte in Zürich für einen Exodus, der alle jemals ergriffenen und zu ergreifen beabsichtigten Zulassungsbeschränkungen bei weitem übertraf.[14]

Bis zum Ersten Weltkrieg beziehungsweise zur russischen 1917er Revolution strömten die Russinnen je nach Zu- oder Abnahme zaristischer Repressionen in Wellen an Schweizer Universitäten. Schliesslich waren es geschätzte 5000 bis 6000 Frauen aus dem Russischen Reich, die zwischen 1867 und 1914 an Schweizer Hochschulen studierten.[15] Sie konnten zeit- und fakultätsweise sogar eine Mehrheit bilden. 1904–1905 zum Beispiel waren in Bern von 600 Medizinstudierenden 400 – also zwei Drittel – ausländische Frauen, praktisch alle aus dem russischen Reich. 1910–1911 studierten 561 – meist russische – Frauen neben 269 Schweizer und 608 ausländischen Männern insgesamt an der Universität Genf. Sie machten 40 Prozent aus. Die beiden Illustrationen machen es deutlich: Die Anzahl der russischen Studentinnen an Schweizer Universitäten zeigt sich in der Grafikkurve als steiler Berg und der Anteil Studentinnen an der Gesamtzahl der Studierenden Berns als grosser Hügel (Grafiken 1[16] und 2[17]).

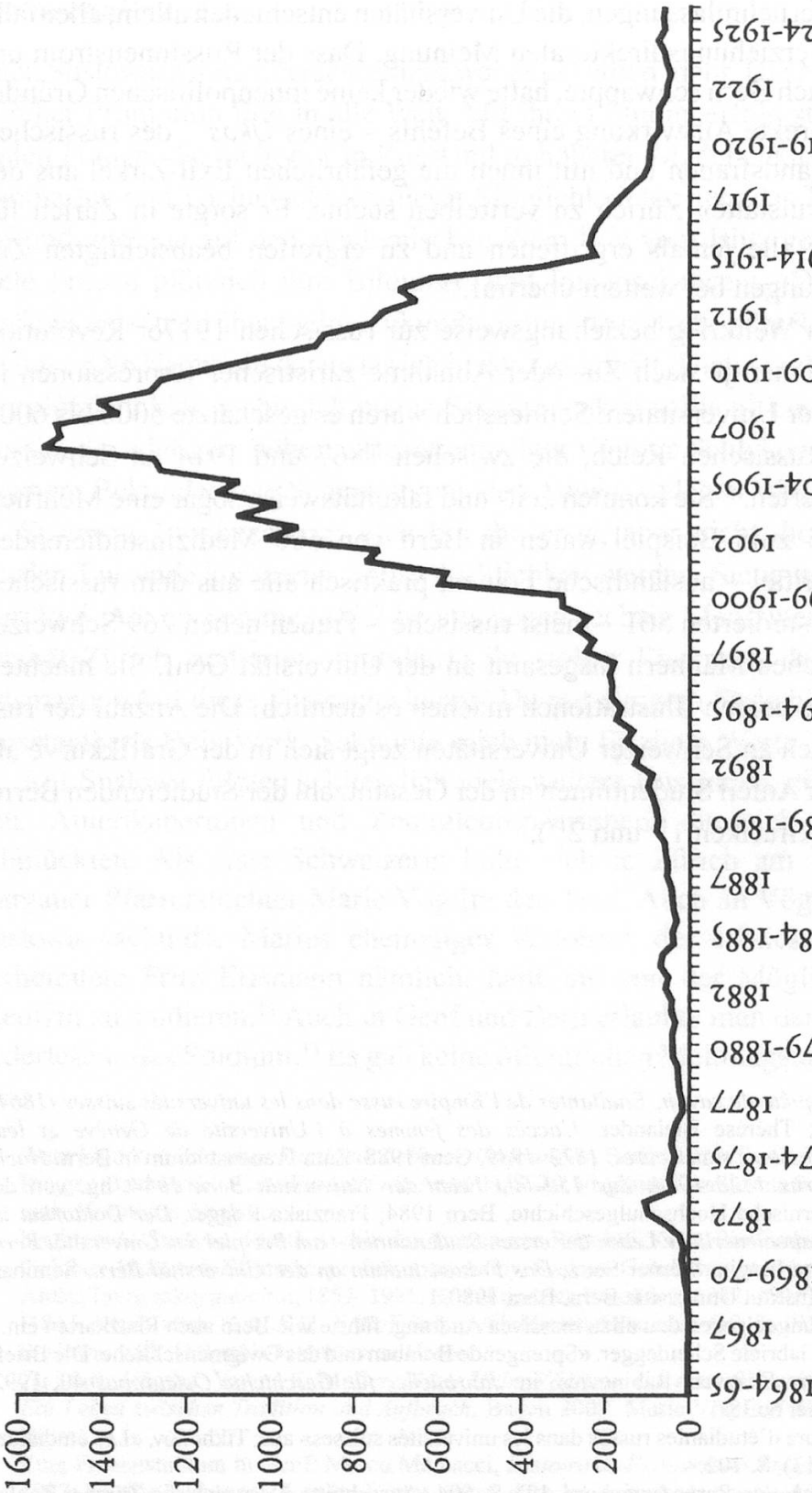
Anm. 7); dies., *La quête du savoir. Etudiantes de l'Empire russe dans les universités suisses (1864–1920)*, Genf 2004; Thérèse Bielander, *L'accès des femmes à l'Université de Genève et leur entrée dans les professions supérieures, 1872–1939*, Genf 1988. Zum Frauenstudium in Bern: *Hochschulgeschichte Berns 1528–1984. Zur 150-Jahr-Feier der Universität Bern 1984*, hg. von der Kommission für bernische Hochschulgeschichte, Bern 1984; Franziska Rogger, *Der Doktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern*, Bern ²2002; Marinne Progin, Werner Seitz, *Das Frauenstudium an der Universität Bern*, Seminararbeit Historisches Institut Universität Bern, Bern 1980.

14 Zürich traf Vorkehrungen gegen den allzu massiven Andrang, führte wie Bern auch Platzkarten ein.

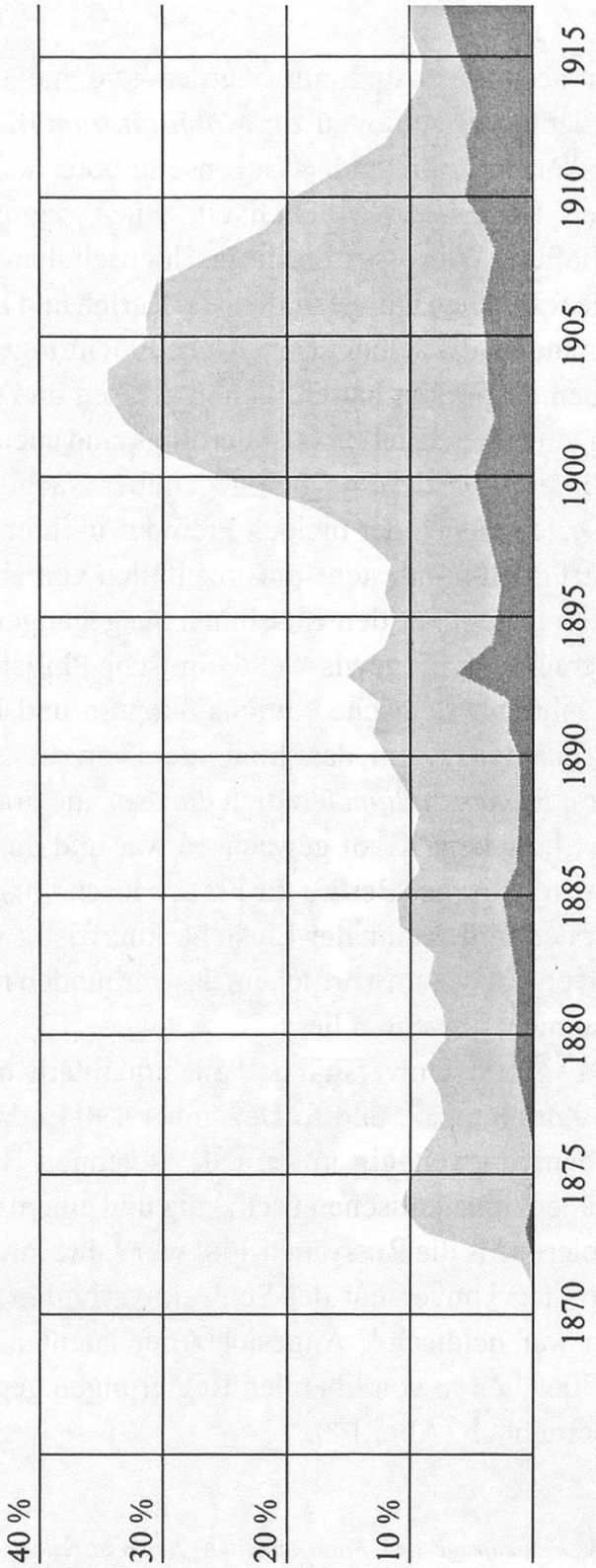
15 Daniela Neumann, Gabriele Scheidegger, «Sprengende Bomben und das Ewigmenschliche. Die Briefe der russischen Ärztin Elizaveta Rabinovič», in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 40, 1992, H. 3, S. 381–393, hier S. 381.

16 «Evolution du nombre d'étudiantes russes dans les universités suisses» aus: Tikhonov, «Les étudiantes russes» (wie Anm. 13), S. 102.

17 Aus: *Hochschulgeschichte Berns* (wie Anm. 13), S. 504 (Ausschnitt). Dass sich die Zürcher Zahlen mit rund einem Viertel Russinnen bescheiden ausnahmen, lag am erwähnten *Ukas*, cf. Ernst Gagliardi et. al., *Die Universität Zürich 1833–1933 und ihre Vorläufer. Festschrift zur Jahrhundertfeier*, hg. vom Erziehungsrate des Kantons Zürich (Die zürcherischen Schulen seit der Regeneration der 1830er Jahre, Bd. 3), Zürich 1938, Tabelle im Anhang. Cf. zudem: *Ebenso neu als kühn* (wie Anm. 4), S. 197.



Grafik 1. Die Anzahl der russischen Studentinnen an Schweizer Universitäten zeigt sich in der Grafikkurve als steiler Berg.



Grafik 2. Anteil der schweizerischen und ausländischen Studentinnen an der Gesamtzahl der immatrikulierten Studierenden (= 100%) 1870 bis 1915 an der Universität Bern. Die Übermacht der ausländischen Studentinnen (helle Berg-Kurven oben) gegenüber den Schweizerinnen (dunklere Hügel-Kurven unten) ist eklatant.

Die Geduldeten

Die Pionierinnen des Frauenstudiums wurden wie die ersten mittelalterlichen privilegierten Studentengenerationen zur *Mobilität, zum Wandern zwecks Studium,* genötigt. Auf der korrespondierenden Gegenseite boten schweizerische Universitäten den mobilen Frauen die Möglichkeit, einen regulären und vollwertigen Abschluss zu schaffen. Wieso waren diese Hochschulen so nett? Oftmals wird angeführt, dass die fraglichen Universitäten von Zürich und Bern unter dem Einfluss von Professoren standen, die selber als deutsche Flüchtlinge – 1832 und 1848 – vor einer autokratischen Regierung hätten fliehen müssen und deshalb den russischen Bildungsflüchtlingen halfen. Vielleicht. Allerdings sind auch ehemalige Flüchtlinge nicht sui generis liberal, sondern pochen gegenüber Nachdrängenden auf ihr Vorrecht als Zuerst-Dagewesene oder meiden Fremdes in ihrer Überintegration ängstlich. Immerhin darf doch mindestens in Einzelfällen von einem toleranten, verstehenden Wohlwollen gegenüber den Russinnen ausgegangen werden, teilweise gekoppelt mit der Verachtung für gewisse einheimische Philister. Leute wie der an der Universität Bern lehrende deutsche Nationalökonom und Kathedersozialist Hans von Scheel durchschauten zudem, dass hinter dem von russischen Pionierinnen losgetretenen Problem *Frauenstudium* letztlich die «soziale Frauenfrage» stand, gegen die über kurz oder lang kein Kraut gewachsen war und die man irgendwann auch mit der Öffnung akademischer Berufe für Frauen lösen musste.[18] Ob mit emotionalem Wohlwollen oder dank rationaler Einsicht, kurzfristig war es wohl das Prestigedenken der Universitätsverantwortlichen, das verbunden mit persönlichen Vorteilen, die Russinnen nicht abwehren liess.

Eine quantitativ grosse Universität galt auch qualitativ als gross. So sollte etwa ein festfreudiges Zürich am 7. und 8. Dezember 1904 «das glückliche Ereignis» seines 1000. Studenten zweitägig mit einem «solennen Bankett» im Luxushotel «Baur en ville», einem musikalischen Fackelzug und einem festlichen Kommers im Pfauen-Theater feiern. Als die Russinnen-Flut vier Jahre zuvor der Universität Bern zum Titel der grössten Universität der Schweiz verholfen hatte, fühlte sich Bern gross und Zürich war neidisch.[19] Angesichts der latenten Konkurrenz unter den beiden in den 1830er Jahren von liberalen Regierungen gegründeten Hochschulen war dies nicht unerheblich (Abb. 1[20]).

18 Hans von Scheel, *Frauenfrage und Frauenstudium. Rectoratsrede gehalten am Stiftungstage der Hochschule zu Bern den 15. November 1873* (Berner Rektoratsreden), Jena 1873, auch in: *Alpenrosen*, 23. 11. und 30. 11. 1873 (ganze Rede); Hans von Scheel (1839–1901).

19 Franziska Rogger, «Die Grösse der Universität und die grosse Politik», in: *unipress* 139, Bern Dez. 2008, S. 15, Zitate aus: *NZZ* 28. 11. 1904 und 8. 12. 1904. Gagliardi, *Die Universität Zürich* (wie Anm. 17), S. 782, 788. Richard Feller, *Die Universität Bern 1834–1934*, Bern/Leipzig 1935, S. 231.

20 Aus: Rogger, *Der Doktorhut* (wie Anm. 13), S. 8; Bildnachweis: Chemisches Institut Bern/StAB.

Abbildung 1. Das Bild des Berner Chemieprofessors Carl Friedheim mit naturwissenschaftlichen und medizinischen Studierenden um 1900 zeigt eindrücklich, wie gross der Anteil der akademisch mobilen, russischen Studentinnen an Schweizer Hochschulen war. Die Pionierinnen sorgten in Bern für eine grosse Universität.

Die Ehre, viele Studierende zu haben, zeitigte zudem auch handgreifliche Vorteile: Die Dozenten hatten grössere Einnahmen, da sie zusätzlich zum Grundgehalt von jedem Veranstaltungsbesuch Kolleggeld erhielten. Ebenso wichtig war wohl, dass sie ihre Institute baulich, materiell und personell aufgestockt bekamen, wenn die Lehrgebäude nach ausserordentlichem Andrang aus allen Nähten platzten. Dass die Russinnen nicht auf den schweizerischen Arbeitsmarkt drängten, erhöhte hierzulande ihre Akzeptanz. Der Nutzen war da und eine empirische, unideologische Haltung hatte den Fortschritt in Richtung Demokratisierung der Schweiz ermöglicht.

So boten Zürich, Genf und Bern schon früh den ausländischen Studentinnen das an, was sie wollten und was sie andernorts nicht bekamen: Bildung und Hochschulabschluss. Und die *vertikal mobilen* Russinnen aus den unentwickelten zaristischen Regionen passten sich gerne den *Vorgaben der Ausbildungseinrichtungen* in der Schweiz an und passierten *territoriale Grenzen.* Da sie dazu einen eigenen, nicht auf den Vater lautenden Pass brauchten, mussten sie sich oft schmerzhaft und radikal von ihren, ein Studium verbietenden Eltern trennen und manchmal gar Scheinehen auf sich nehmen. Die russischen Frauen reisten übrigens öfter *zusammen mit Freundinnen und Freunden* oder – falls die familiären Beziehungen intakt geblieben waren – mit Verwandten, auch etwa samt Gouvernanten in die Fremde.

Die Erwartenden

Dem Überschreiten von *Staats-, Sprach- und Religionsgrenzen*, dem Eintauchen in kulturell und politisch andere Werte und Gepflogenheiten wurde mit grosser Hoffnung entgegengefiebert. Welch aussergewöhnliches Ereignis es für eine ganze Region sein konnte, wenn eine Frau zum Studium nach Zürich fuhr, schilderte der Revolutionär Solomon Tschudnowskij am Beispiel seiner Mathematiknachhilfe-Schülerinnen, der beiden Freundinnen und angehenden Medizinerinnen Fanny Berlinerblau und Annette Herzenstein:

> «Das waren die ersten beiden Pionierinnen aus unserem Krähwinkel (ja aus der Provinz wohl überhaupt), die im Jahr 1870, nach einem hartnäckigen Kampf mit den Angehörigen [...] nach Zürich aufbrachen. Für die Jugend von Cherson [südliche Ukraine], vor allem jene, die sich in Zirkeln der Weiterbildung widmeten, wurde das Ereignis zu einem echten Feiertag. Ich erinnere mich lebhaft, wie sich im Hafen [von Odessa] das ganze Ufer mit jungen Leuten füllte, sehe in Gedanken vor mir, wie sich diese Jugend mit ehrfürchtigen Grüssen und Verbeugungen von den beiden das Schiff besteigenden jungen Mädchen verabschiedete [...] und wie bei der Abfahrt des Schiffes alle jungen Männer wie auf Kommando ihre Hüte lüfteten und in feierlichem Schweigen verharrten, bis das Schiff ihren Blicken entschwand.»[21]

21 Solomon Lasarewitsch Tschudnowskij, *Aus längst vergangenen Tagen. Erinnerungen,* Moskau 1934,

Auch Virginia Schlykowa galt der Grenzübertritt als Eintritt ins gelobte Land.

> «Als wir mitten auf dem [Boden-]See waren, ging die Sonne auf. Im Süden tauchten die Schneeberge aus dem blauen Dunst empor. Ein unvergesslicher Anblick [...] überall üppige Wiesen, blühende Obstbäume, saubere Strassen, schmucke Bauernhäuser. Dieses Land war ein Garten [...] der Himmel so blau, das Wasser so klar, alles so blitzblank, wie ich es in meiner nordischen Heimat nie gesehen hatte».[22]

Fragen wir uns, ob die Verheissungen zutrafen. Wer den ersehnten Doktortitel errang – und das gelang nicht wenigen – wertete die *akademische Mobilität* zweifellos als Erfolg. Aber blieb die Schweiz darüber hinaus das ersehnte Land, in dem die Sonne aufging? Hier ist anzumerken, dass erstens die russischen Pionierinnen als Ausgebildete zurück in ihre zu revolutionierende Heimat eilen wollten und sich hier – teilweise noch vor Beendigung des Studiums – auch tatsächlich in den Kampf gegen den Zaren stürzten; dass zweitens die jungen Russen und Russinnen in eigenen Gruppen lebten und den Kontakt mit den Einheimischen eher mieden, weil sie vornehmlich die Entwicklung in ihrer Heimat verfolgten und über den richtigen russischen Weg debattierten; dass sie drittens die Schweiz nicht als ein nachzuahmendes Vorbild betrachteten. Wie sie nämlich schnell erkannten, waren die Verschiedenheiten in den Entwicklungsstufen zu gross, als dass sie schweizerische Zustände in Politik, Medizin und Hygiene einfach hätten übernehmen können. Die Schweiz war ihnen deshalb kaum ein Thema, als Fremde debattierten sie kaum über Schweizerisches.

Wie nachhaltig war die von den russischen Pionierinnen mit ihrer *akademischen Mobilität* angestossene Entwicklung? In der Schweiz etablierte sich das Frauenstudium sicher. Allerdings ging es lange, bis die einheimischen Frauen in vergleichbar grosser Zahl an die Hochschulen drängten, wie es die Russinnen getan hatten. Im russischen Reich verhinderten die bekannten Entwicklungen einen weiteren Zustrom engagierter Frauen an europäische Hochschulen.

Die Begutachtenden

Nur gelegentlich gab es Bemerkungen von studierenden Ausländerinnen und Ausländern zur Schweiz. Die puppenhausfeine Kleinheit fiel auf: «hübsch, sauber, klein, hätte Platz auf meiner flachen Hand», schrieb Schlykowa über Zürich.[23] Dass

S. 34f. Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 49. Stephania/Fanny Berlinerblau, geb. 1850; Annette Herzenstein (1850–1871).

22 Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 50. Jenja Abeljanz-Schlikow, «Von der Moskwa zur Limmat», in: *SIE UND ER* IV, 13. 5. 1954. Virginija Schlikoff, «Wie ich zum Studium nach Zürich kam. Erinnerungen ehemaliger Zürcher Studentinnen», in: *Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen*, hg. vom Schweizerischen Verband der Akademikerinnen, Zürich 1928, S. 58.

23 Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 50. Schlikoff, «Wie ich zum Studium nach Zürich kam» (wie Anm. 22), S. 58.

sie Berns «kleine, stillen Winkel» als eintönig und langweilig empfand, hatte auch mit der Ferne ihres Geliebten zu tun. Den Juristen und Chronisten Nikolaj Kuljabko-Korezkij schmerzte die Genormtheit des persönlichen Erscheinungsbildes und die prüde Getrenntheit der Geschlechter. Läsen und stritten Jungen und Mädchen zusammen in den Studierstuben bis in die späte Nacht, so sei dies für russische Universitätsstädte «eine alltägliche Erscheinung», in der Schweiz hingegen wirke «es regelwidrig, anstössig und sogar unmoralisch».[24] Nadeschda Suslowa, der trotz grossartiger Erfolge als Pionierin und Ärztin, zeitlebens keine Leichtigkeit des Seins gegeben war, empfand die Schweiz als zu wenig warmherzig und das verheissene Paradies reichlich kalt: «Diese korrekten Leute [...] verstanden es, sich besser zu organisieren als sonst wo [...]; sie tragen in ihrer Seele einen grossen Ansatz an Güte und Gerechtigkeitssinn; doch abgesehen davon schien ihr Alltagsleben abgestorben und flach, die Leute wirkten unglücklich und kalt.»[25]

Nebst einer schnuckeligen Kleinheit und strahlenden Sauberkeit fiel der deutschen Historikerin und Schriftstellerin Ricarda Huch der Reichtum des Landes und das demokratische Understatement auf: «Nirgends Bettelhaftigkeit und Schmutz, nirgends Prunk und Prahlerei des Reichtums, hier ist das goldene Mass des Völkerglücks verwirklicht.»[26] Dass die Schweiz andern «Völkern» politisch weit voraus sei, bemerkte der Armenier Haruthiun Abeljanz. Der Zürcher Student und spätere Chemieprofessor hatte sich mit Virginia Schlykowa verheiratet. Die beiden blieben in Zürich, er als Chemieprofessor, sie als Familienfrau, dann als Physiotherapeutin. Abeljanz lobte mit der Glut des Neubekehrten die «freiheitlich gesinnten Schweizer» und schrieb: «was die relative Würde der Masse und der einzelnen Personen anbetrifft, die Freiheit, Gleichheit, den Volksfortschritt, [so ist die Schweiz] weitaus das fortgeschrittenste Land, mit Ausnahme der Urkantone [...] es mögen die Schweizer noch so plump, ungalant usw. sein, sie sind doch, was Gleichheit, allg. Bildung u. Menschenwürde anbetrifft, den andern Völker weit voraus.» Er verteidigte auch die direkte Demokratie. «Der Volkswille ist doch die beste Form einer Regierung», freute er sich. «Langsam aber gesichert ist der Fortschritt nur unter einer solchen Regierung», denn die Masse könne «nicht zurückgehen» und Partikularinteressen würden zurückgedämmt.[27]

24 Nikolaj Grigorjewitsch Kuljabko-Korezkij, «In Zürich (1872–1873)», in: *Aus vergangenen Jahren. Erinnerungen eines Lawristen* [Lawrow-Anhängers], Moskau 1931, S. 45. Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 42. Kuljabko-Korezkij (1846–1931).

25 Nadeschda Prokofjewna Suslova, *Aus der jüngsten Vergangenheit*, Buch 6, St. Petersburg 1900, S. 627f. Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 72.

26 Ricarda Huch, *Gesammelte Schriften. Essays, Reden, autobiographische Aufzeichnungen*, Freiburg im Breisgau 1964, S. 122; dies., *Erinnerungen an das eigene Leben*, Köln 1980, S. 245. Ricarda Huch (1864–1947), verh. I Ermanno Ceconi, verh. II Richard Huch.

27 Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 120. Nachlass Virginia Schlykowa, Brief Haruthiun Abeljanz an Virginia Schlykowa (dt.), nicht datiert; [ca. 19./20. 12. 1874]; Haruthiun Abeljanz an

Dass die hiesigen Volksrechte damals das Frauenstimmrecht noch nicht beinhalteten, störte Abeljanz ebenso wenig wie die Schweizer und Schweizerinnen selbst. Es war die russische Medizinerin Seraphima Pantelejewa, die den Finger auf den wunden Punkt legte. Sie bemerkte, dass in «der Schweizerischen Republik» die «Eidgenossin» nicht nur politisch «völlig rechtlos» dastand, sondern auch in materieller Hinsicht benachteiligt war, «denn Mitgift und Eigentum der Frau befanden sich unter der Verfügungsgewalt des Vormunds oder Mannes. Ohne Betreuer war die Frau undenkbar, d.h. man zwängte sie in die Rolle einer Schwachsinnigen.»[28]

Pantelejewa war darüber hinaus überzeugt, dass das vulgäre Gehabe von Schweizer Studenten gegenüber den Pionierinnen nicht das einzelner saufender und krakeelender Burschenschafter sei, sondern dass es «lediglich die verbreitete Einstellung der Bürger gegenüber der Frau» widerspiegle. Wieso bemerkte Pantelejewa diese Ungerechtigkeit, stand es doch in ihrer Heimat auch nicht gerade zum Besten mit den Frauenrechten? Nun, sie selber kämpfte in Russland für weibliche Rechte und war spätere Vizepräsidentin der Russischen «Liga für die Gleichberechtigung der Frau». Im Kampf um Frauenrechte engagiert sah sie die Schweiz mit anderen Augen an als andere.

In kleiner Zahl gab es unter den russischen Pionierinnen auch die Ausnahmen, die so genannten «Kosakenpferdchen», die das Gastland der Pionierinnen vollständig ablehnten. Sie hatten die ihnen gewährte Studienmöglichkeit auch nicht zu einer ernsthaften Ausbildung ergriffen, sondern nutzten den Status einer immatrikulierten Studentin als *Scholarenprivileg*. Sie wollten im Exil dem Agitprop dienen und waren mit dem Studentinnen-Status – zwar nicht vor dem russischen Geheimdienst – aber vor den eidgenössischen Nachfragen nach einer Aufenthaltsgenehmigung gefeit. Zum Entsetzen eigener Landsleute stellten nun die schrillsten dieser «Kosakenpferdchen» ein formelles Programm zur «Erziehung des Schweizervolkes» auf und wollten sich hier «vollständige Freiheit» erobern. Ihre Eroberungszüge begannen sie damit, dass sie abends in Zürich «zwanzig Mann hoch» auf den Strassen herum «russ[t]en».[29] Sie hielten sich für den Mittelpunkt des Weltgeschehens und waren überzeugt, dass «ganz Europa» auf sie blicke.[30] Dabei hatten sie nicht ihre Pionie-

Virginia Schlykowa, nicht datiert, ca. 1875. Haruthiun Tigran Abeljanz (1849–1921), verh. Virginia Schlykowa.

28 Seraphima W. Panteleewa, *Von Petersburg nach Zürich,* St. Petersburg 1912, S. 685. Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 148. Seraphima Wassiljewna Pantelejewa, geb. Latkina (1846–1918).

29 Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 43, 44. Nachlass N. Suslowa: Staatl. Archiv der Autonomen Republik Krim, Simferopol (wie Anm. 11), Brief Erismann an Suslowa vom 13. 6. 1872: «Ihre Eroberungszüge beginnen sie damit, dass sich 'zwanzig Mann hoch' Abends auf den Strassen herum 'russen' (M. A. [Bokowa] versteht diesen Ausdruck) & sich dann darüber freuen, wenn eine Volksmenge sie verfolgt.»

30 Nachlass N. Suslowa: Staatl. Archiv der Autonomen Republik Krim, Simferopol (wie Anm. 11), Brief Erismann an Suslowa vom 10. 6. 1872. Vera Figner, *Studenčeskie gody [Studienjahre]*, Moskva 1924, S. 23. Franziska Tiburtius, *Erinnerungen einer Achtzigjährigen*, 2., erw. Aufl., Berlin 1925, S. 151.

rinnenrolle in Sachen Frauenstudium im Auge, sondern ihre prognostizierten Ruhmestaten als erfolgreiche Revolutionärinnen im Kampf gegen den russischen Zarismus.

Wie beschrieben: Den ausländischen Pionierinnen und ihren männlichen Landsleuten war die Schweiz eigentlich ziemlich unwichtig. Sie warfen nur Seitenblicke auf die politische, soziale und gesellschaftliche Schweiz, da sie mit dem Kopf in der russischen Revolution oder beim Aufbauversuch einer Praxis in ihrer widerwilligen Heimat steckten. Das schmälerte nicht die Einsicht, dass ihnen umso mehr die schweizerischen Universitäten, ihre Einrichtungen und vor allem ihre Dozenten ungemein nützlich waren. Für die damaligen Frauen gab es allerdings keine *ersten und zweiten Adressen*, sie mussten froh sein, überhaupt einen Platz zu bekommen. Sah ihn die fremde Studentin aber überraschend gut dotiert, fand sie begeisterte Worte.

Die Begeisterten

Die fremden Frauen kamen an den ihnen geöffneten Schweizer Hochschulen auf ihre Rechnung.[31] Die Professoren der Universität Zürich hatten sich mit dem Frauenstudium arrangiert – oder wie es Ricarda Huch formulierte: Sie liessen es «bereitwillig gelten».[32]

Virginia Schlykowa empfand ihre Dozenten als angenehm: «Die Professoren machten keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Studierenden, manche betrachteten diese Anfänge des Frauenstudiums als interessantes Experiment. Ihr Benehmen uns gegenüber war durchaus taktvoll und höflich.»[33] Der Anatom Georg Hermann von Meyer, «Knochenmeyer» genannt, zeigte sich mit den Arbeiten vieler Frauen, die mehr Geduld und Sorgfalt auf die feinen Präparate verwandten als die Männer, äusserst zufrieden. Er hatte – wie sein Assistent Theophil Mende kolportierte – die Überzeugung, «sie wüssten mehr & sie studirten [!] weit eifriger als die Studenten.»[34]

Auch wies er den Frauen zu unüblichen Zeiten Präparate an, liess sie zu ihrer Erleichterung sogar während der Sommerferien Anatomiepraktika vornehmen und

31 Zum ganzen Abschnitt: Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 61–62: «Höfliche Dozenten». Georg Hermann von Meyer (1815–1892); Theophil Mende (1853–1921); Victor Merz (1839–1904); Julia Sinclair (1849–1937), verh. Theodor Egli; Franziska Tiburtius (1843–1927), leitete mit Emilie Lehmus ab 1877 in Berlin die erste deutsche «Poliklinik weiblicher Ärzte für Frauen und Kinder»; Ludimar Herrmann (1838–1914); Ferdinand Frankenhäuser (1832–1894).

32 Ricarda Huch, *Frühling in der Schweiz*, Leipzig 1949, S. 87.

33 Schlikoff, «Wie ich zum Studium nach Zürich kam» (wie Anm. 22), S. 60.

34 Nachlass N. Suslowa: Staatl. Archiv der Autonomen Republik Krim, Simferopol (wie Anm. 11), Brief. Erismann an Suslowa vom 10. 2. [29. 1.] 1873.

gab acht, dass sie nie allein waren. «Heute hatte ich ein ganz niedliches Erlebnis im Präpariersaal», erzählte die deutsche Medizinstudentin Franziska Tiburtius Ende 1871 ihrem Bruder: «Prof. Meyer sagte zu [Julia] Sinclair und mir, wir möchten ihm nicht die Augen auskratzen, wenn wir diesmal nicht zusammen arbeiten würden, es ginge eben nicht anders.»[35] Einzelne Dozenten halfen ihren Schülerinnen tatkräftig bei deren Dissertationen, Bittschriften oder bei der Suche nach Assistentenstellen, sie waren ihnen, wie Marie Vögtlin meinte, wie «Schutzengel».[36]

Einige allerdings waren verklemmt. Der Zürcher Professor Victor Merz etwa war zwar ein guter Chemiker, jedoch wortkarg und befangen. Frauen gegenüber beschränkte er sich auf stereotype Fragen und überliess die Didaktik seinem Assistenten, dem Armenier Haruthiun Abeljanz. Der an der Universität Zürich tätige Physiologe Ludimar Herrmann galt als einer der bedeutendsten Lehrer seiner Zeit. Obwohl kein Freund des Frauenstudiums, bemühte er sich um Sachlichkeit oder, wie Virgina Schlykowa fand, er war «gerecht und anerkannte unsere Leistungen, beschränkte sich aber bei der Anrede auf das übliche 'Meine Herren', auch wenn er eine Bank voll Damen vor sich hatte».[37]

Eine unangenehme Ausnahme machte der Gynäkologe Ferdinand Frankenhäuser, auch in Zürich. Als Gegner des Frauenstudiums flocht er nämlich – gemäss Zeugnis von Ricarda Huch – anstössige, oft geradezu unflätige auf sein Fach bezogene Witze in seinen Vortrag, um «die anwesenden Studentinnen zu verscheuchen oder mindestens zu beleidigen».[38] Er benahm sich wie einige üble Burschenschafter, die den Pionierinnen zusetzten.[39]

Zwar waren in Bern die universitären Gebäulichkeiten schrecklich «veraltet und beschränkt», doch die Professoren galten als «ganz hervorragend». Berns Medizinprofessoren waren noch jung und «bemüht, das Streben nach weitern Erkenntnissen, das sie beseelte» auch in ihren Studierenden zu wecken.[40] Mit Stolz berichteten die russischen Studentinnen von der in Bern praktizierten neuen antiseptischen Wund-Behandlung, die man andernorts erst vom Hörensagen kannte. Theodor Kocher zerstäube «zur Verhütung des Wundfiebers» als «erster Chirurg in der Schweiz [...] bei Operationen mittels einer Spritze im Raum Karbol.»[41] Der spätere

35 Franziska Tiburtius, *Erinnerungen einer Achtzigjährigen*, Berlin 1923, Brief an ihren Bruder vom 26. 12. 1871.

36 Johanna Siebel, *Das Leben von Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin der ersten Schweizer Ärztin*, Zürich 1928, S. 59.

37 Virginia Schlykowa, *Erinnerungen*, Typoskript, unveröffentlichte Maschinenschrift, S. 187.

38 Huch, *Frühling in der Schweiz* (wie Anm. 32), S. 39f.

39 Zu den üblen Burschenschaftern: Rogger, Bankowski, *Ganz Europa* (wie Anm. 1), S. 63, 64: «Unangenehme Studenten».

40 Schlykowa, *Erinnerungen* (wie Anm. 37), S. 214 und 228b.

41 Ebd., S. 228b. Theodor Kocher 1841–1917.

Nobelpreisträger genoss schon damals den «Ruf einer Leuchte ersten Ranges».[42] Virginia Schlykowa gefiel vor allem auch Kochers «besondere pädagogische Methode»: «es kam ihm nicht so sehr auf auswendig gelerntes Wissen an, als auf selbstständiges Denken». Sie beschrieb in einem unveröffentlichten Typoskript eine eindrückliche Lektion des «zarten» Kochers, wie er mit klaren und methodischen Fragen die Praktikanten zur sicheren Diagnose führte und sie, wie auch die Zuhörer, an logisches Denken gewöhnte.[43]

Selbst für eine hartgesottene Revolutionärin wie Vera Figner war Prof. Kocher das «Ideal des wahrhaftigen Arztes» schlechthin:

> «Seine theoretischen Vorlesungen, die morgens um 7 Uhr begannen, zu hören, war das reinste Vergnügen, und die Kunst, mit der er seine Operationen ausführte, versetzte uns in Erstaunen. Seine ganze hagere und zerbrechliche Gestalt sowie sein durchgeistigtes und von Güte beseeltes Christus-Antlitz liessen ihm alle Herzen zufliegen. Seine kleinen, fast femininen, schlanken Hände arbeiteten mit Kaltblütigkeit, Genauigkeit und Eleganz. [...] Seine Stimme im Auditorium zu vernehmen, seine Ruhe am Operationstisch zu beobachten und seine Güte im Verkehr mit den Kranken zu erleben, verschaffte einem geradezu einen ästhetischen Genuss. Von allen ausländischen Lehrern ist er es, an den allein ich mit Rührung zurückdenke – als an ein Vorbild und Ideal des wahrhaftigen Arztes».[44]

Stars wie Kocher förderten und fördern zu allen Zeiten die *akademische Mobilität*. Deren Kunst zu bewundern und von ihnen zu lernen, reisten und reisen Studierende und Gasthörer stets aus aller Welt an. Die Besuche sind *Karriereinvestitionen*. Die russischen Pionierinnen aber hatten keine freie Wahl des Studienortes, sie wurden über die Grenzen gestossen, nicht gezogen. Die Zugkraft eines Stars wie Kocher spielte bei ihnen kaum eine Rolle, sondern war eine angenehme Zugabe.

Dass die fremden Frauen in Zürich, Bern und Genf anklopften, war nicht das Verdienst dieser Hochschulen, dass sie die Pionierinnen aber aufnahmen schon. So gedachte die in Bern promovierte, in Salzburg lebende Russin Rosa Putjata-Schlykowa, die 1890 nur dank Kaisers Gnaden in Österreich als erste Ärztin praktizieren durfte, ihrer Ausbildungsstätte mit freundlichen Worten[45]: «Die Alma mater Bernensis hat mich liebevoll und gastfreundlich aufgenommen, sie hat mich für jene Wissenschaft begeistert und mich in jener Wissenschaft unterwiesen, deren Ausübung schon seit einer Reihe von Jahren zu meinem Lebensglücke gehört».

42 Figner, *Studenčeskie gody* (wie Anm. 30), S. 115

43 Schlykowa, *Erinnerungen* (wie Anm. 37), S. 269f.

44 Figner, *Studenčeskie gody* (wie Anm. 30), S. 115.

45 Sabine Veits-Falk, *Rosa Kerschbaumer-Putjata (1851–1923). Erste Ärztin Österreichs und Pionierin der Augenheilkunde. Ein aussergewöhnliches Frauenleben in Salzburg* (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg, Bd. 23), Salzburg 2008, S. 50. Raissa/Rosa Wassiljewna Schlykowa (1851–1923), verh. I Wladimir Putjata, verh. II Friedrich Kerschbaumer, war die Schwester von Virginia Schlykowa.

Die russischen Pionierinnen hatten nicht nur territoriale Grenzen zu bezwingen, um in der Schweiz zu studieren. Da sie in der Schweiz aber ihren Blick zumeist über die Grenze zurück nach Russland richteten, bildeten sie hier eine in sich selbst begrenzte Gruppe. Da sie ihrem sozialpolitischen Idealismus getreu wieder in ihre Heimat zurückgingen, blieb es eine zeitlich begrenzte Grenzüberwindung, wobei die Russinnen zweifellos einige fachwissenschaftliche und bildungspolitische Grenzerweiterungen in ihrer Heimat fruchtbar werden liessen. In der Schweiz hatten sie für die einheimischen Frauen universitäre Grenzbarrikaden gesprengt. Die russischen Pionierinnen hinterliessen hier ein weltweit frühes Frauenstudium.

Stars wie Kocher förderten und fördern zu allen Zeiten die *akademische Mobilität*. Deren Kunst zu bewundern und von ihnen zu lernen, hatten und haben Studierende und Gasthörer stets aus aller Welt an. Die Besuche sind *kurzzeitvisitationen*. Die russischen Pionierinnen aber hatten keine freie Wahl des Studienortes, sie wurden über die Grenzen gestossen, nicht gezogen. Die Zugkraft eines Stars wie Kocher spielte bei ihnen kaum eine Rolle, sondern war eine angenehme Zugabe.

Dass die fremden Frauen in Zürich, Bern und Genf anklopften, war nicht das Verdienst dieser Hochschulen, dass sie die Pionierinnen aber aufnehmen schon. So gedachte die in Bern promovierte, in Salzburg lebende Russin Rosa Putjata-Schlykowa, die 1890 mit Jakob Kaiser-Gnaden in Österreich als erste Ärztin praktizieren durfte, ihrer Ausbildungsstätte mit freundlichen Worten[43]: «Die Aerztin unter Bernensis hat mich liebevoll und gastfreundlich aufgenommen, sie hat mich für jene Wissenschaft begeistert und mich in jener Wissenschaft unterwiesen, deren Ausübung schon seit einer Reihe von Jahren zu meinem Lebensziele gehört».

42 Fischer, *Wanderbriefe* [wie Anm. 40], S. 115.
43 Schlykowa, *Erinnerungen* [wie Anm. 37], S. [illegible].
44 Fischer, *Wanderbriefe* [wie Anm. 30], S. 115.
45 Sabine Veits-Falk, *Rosa Kerschbaumer-Putjata (1858–1923). Das Leben einer Pionierin und Pionierin der Augenheilkunde. Ein medizinisch-biographisches Frauenleben in Salzburg*, [illegible] Beiträge des Archivs der Stadt Salzburg, Bd. 23, Salzburg [illegible], S. 91; Kaiser-Rosa Putjata-Kerschbaumer (1858–1923), vorh. Wladimir Putjata, verh. II Prof. Dr. Kerschbaumer, war die Schwester von Virginia Schlykowa.